



Marianne Künzle

Ausschnitt aus *Da hinauf*

Mentorin: Kathy Zarnegin

Annina

Da hinauf will sie, ins Hochgebirge, ins Geröll, ins viele Nass. Über allem eine Sonne, die blendet. Annina geht zum Gletscher. Setzt Fuss vor Fuss von Stein zu Stein.

Ihre Gletscherbrille bricht die gleissende Helligkeit und hält die Sonne fern. Ihr ist heiss. Die Gläser beschlagen, die Brille war teuer. Die paar Meter, denkt sie. Die paar Meter noch zum Wegweiser, die muss sie machen, dann steckt sie sie hoch, beim Felsblock, dem flachen. Den steil ansteigenden Weg ignorieren, nicht darüber nachdenken und sie ist am Ziel. Anhalten, durchatmen, Brille ab, sich blenden lassen, lieber weisses Licht als beschlagene Gläser die ärgern und Ärger generiert zusätzliche Wärme, hinzu zur Hitze, die nur schon das Gehen verursacht.

Sie bleibt stehen. Stemmt ihre Arme in die Hüfte. Schnauft angestrengt. Um sie herum felsgraues Gebirge. Uniformes Hanggrün. Als sie regelmässiger atmet, geht sie weiter.

Sie sollte an was anderes denken, an morgen. Gletscherbesichtigung vorbei. Sie mit Sonnenbrille auf, die mit Goldgestell, beim Interview draussen im Park. Ihr Herz wird ihr bis in den Hals schlagen. Sie, wie sie sich am Kugelschreiber festhält. Obwohl, die Interviewten, die müssten Herzklopfen haben. Die erste Frage wird Resonanz auslösen, den Redefluss beim Gegenüber, und dann läuft. Die nächste Frage, sie überspringt auch welche, und schon bald erfindet sie dazu. Dinge will sie wissen, die ihr spontan einfallen. Auf der Redaktion, beim Rapportieren, das Gespräch gut gelaufen, das Thema, die Quotes, das Ganze war doch ganz gut und ihr Nicken wird ehrlich gemeint sein. Vor dem Interview muss sie ins Büro, eine halbe Stunde sollte reichen,



aufstehen, frühstücken, den Kehrriech rausstellen, und nichts wie weg. Sie wird zeitig am Treffpunkt sein. Sie sieht sich morgens im Bahnhof. Der Bahnhof nicht als Ausgangspunkt, um zur Arbeit zu fahren. Er ist ihre Abkürzung. Das Verkehrschaos in der Innenstadt umgehen, indem sie ihn durchquert. Die Wahl haben zwischen verstopften, abgasgeschwängerten Strassen und überfüllten Perrons mit Pendlerfrauen und Pendlermännern, keinen Pendlerkindern. Pendelnde zwischen Bettwärme und Bildschirmen. Züge fahren ab und fahren ein. Da ist der meist pünktlich ankommende Intercity, wenn sie vom Platz die Rolltreppe hinab auf das hinterste Perron nimmt, ihm entlang geht, hinunter in die Bahnhofshalle verschwindet, um beim Ostausgang ins Stadtzentrum zu tauchen. Die Türen des Intercitys öffnen sich asynchron. Es folgt der kurze tote Moment, wo nichts passiert, der Zug steht mit speerangelweit offenen Türen da. Und dann, nie passiert es nicht und nie kommt es anders, quillt es aus ihm heraus, er beginnt sich der Menschen zu entledigen, die in ihm gefahren sind. Sie schon bald mittendrin in der Masse, die aus dem Zug hinauschnürt und sich breit macht, sich über das Perron ergiesst, die Flächen zwischen Plakatwänden und Abfalleimern flutet, beim Abgang in Zerren und Schubsen, Stossen verfällt, einen Teilstrang verliert, den zieht es hinab, sonst schiebt die Masse vorwärts, vielen Zielen entgegen über plattgedrückte Kaugummis, Gratisblätter, über ein gebrauchtes Heftpflaster, ein Papiertaschentuch, über Granitplatten, über diesen grosszügigen Bereich zwischen ein- und ausfahrenden Zügen und sie pflügt eine Schneise in entgegenkommende Wogen von Jacken und stummen Gesichtern, blassen, schlenkernden Händen, die Koffer ziehen, Taschen tragen, sich an Plastiksäcken festhalten. Manche Menschen in der Masse, wenig geschickt im Ausweichen, zögern und verursachen Stockungen, sie rauben dem Fliessen seine ureigene Bestimmung, voranzubringen, weiterzubringen, in Bahnen zu lenken, und Gesichter in der Masse verziehen sich. Im Quietschen des nächsten einfahrenden Zuges hört sie die Gesichter, wie sie schnauben und sieht die Blicke, die töten.

Annina erreicht ihr Etappenziel, den Wegweiser, der keiner ist. Es gibt keine eigentliche Verzweigung, der Weg führt weiter hinauf, direkt an den Gletscher



und über den Pass. Der vermeintliche Wegweiser ist eine Metallstange mit Höhenangabe, 2'856 Meter über Meer. Auf der flachen Steinplatte daneben eine Wegmarkierung. Drei aufgemalte Linien, Weiss-Blau-Weiss, auf die sie sich stellt. (...)

Irma

Da will ich hinauf, dachte sie. Ins Hochgebirge. Ich, Irma. Einundvierzig Jahre alt, unausstehlich, Spielverderberin.

Irma trug Herbis kariertes Hemd und stieg zum Gletscher. Setzte Fuss vor Fuss von Stein zu Stein. Die Sonne im Hochgebirge machte alles glitzern, selbst der Schutt schillerte. Lichtintensität auf 2'800 Metern über Meer. Irma blinzelte.

Eine Strapaze für das menschliche Auge, dachte sie, im Tropenwald gibt es Pflanzen, die wachsen im Halbdunkel. In Höhlensystemen Grottenmolche ohne Augen. Deren Welt ist schwarz, zumindest ich stelle mir das so vor. Aber für sie ist Schwarz vielleicht grün oder hellblau oder Grottenmolchschwarz tönt, wisper, ein Lichtstrahl wäre ihr Todesengel. Im Hochgebirge hingegen leben Lichtwesen. Und welche meinst du damit, hätte Herbi mich gefragt. Ich hätte geseufzt, das Habichtskraut? Abwägend hätte er genickt, nicht schlecht und er hätte zu referieren begonnen.

Irma seufzte. Sie lächelte, spitzte die Lippen, hob die Augenbrauen und setzte an, als begänne sie eine Rede. Malte sich aus, was er sagen würde und wie.

Sie fixierend, hätte er freundlich gesagt, das Habichtskraut ist lichthungrig. Helligkeit bringt das Seidenhaarige Habichtskraut zum Blühen. Sein bevorzugter Lebensraum sind steinige Halden, hochalpiner Rasen.

Obwohl, Irma blieb stehen, blickte um sich, entdeckte keines. Vielleicht wuchs es hinter Felsblöcken auf hauchdünner Humusschicht. Irma ging weiter. Wasserrauschen füllte die Luft, die Halden. Sie ging weiter. Wasserrauschen in der Luft, den Halden. Das Knirschen ihrer Nagelschuhe.



Dem Bergweg brauchte sie nur zu folgen, er führte sie zum Gletscher. Ein Schatten schnellte über sie hinweg. Irma schaute auf. Ein Steinadler. Mit befürgerten Schwingen pflügte er die Luft.

Wie erhaben, dachte sie. Dennoch. Greifvögel, die über mir kreisen, erschrecken mich, ich höre mein Herz klopfen, ein wildgewordenes Pferdchen, weil ich den Adler erst jetzt entdeckt habe, er mich aber schon lange. Weil ich langsam bin, meine Aufmerksamkeit träge, ich seine Beute. Unsere Urahnen in den Höhlen hätten die Gefahr gerochen, ich bemerke den Räuber zu spät. Glück gehabt, Irma grinste, Steinadler fressen Murmeltiere und keine Spielverderberinnen. Spielverderberinnen verdauen müssen stösst auf. Davon könnte Karl nun ein Liedchen singen. All die Jahre, all die unbedeutenden Dispute. Als er noch klein gewesen war, sein Trotzen und Stampfen, nichts als minütige Intermezzi. Jetzt aber, meine wenigen Worte vorgestern waren mehr als mit Geheul das Kriegsbeil auszugraben, die waren mehr, als es vor Tagesende wieder verscharrt zu wissen. Einundzwanzig Jahre sorgenfreie Mama-Beziehung, vielleicht sind die für Karl nun vorbei.

Irma hielt die Hand über die Augen. Der Steinadler zog rechts über den Grat und war weg. Sie stand einen Moment still da. Dann ging sie weiter bis zu einem Holzpfehl, der die Etappe markierte vor dem letzten Anstieg zum Gletscher. Sie streifte den Rucksack ab und stellte ihn auf eine flache Felsplatte, auf eine hingemalte Wegmarkierung, drei Linien, Weiss-Blau-Weiss.

Steinplatte mit Kriegsbemalung. Wie oft war sie Karls zuverlässige Spielkameradin gewesen. Sie beide Indianer. Die weisse Linie hatte von der Stirn über das Nasenbein zu verlaufen und unter seinem Kinn zu enden. Die blauen zog sie über die Augenlider und die Wangen und bis zu seinen Ohren. Die Wimpern verklebt, verliehen Karl eine neue Identität, die eines finsternen kleinen Häuptlings. Nur, wie sollte ein Häuptling bestehen ohne Blutschwester? Und Karl hatte sich an ihr Gesicht gemacht: dieselben Farben, weiss-blau-weiss, die Linien jedoch unterbrochen, das war der Standesunterschied.



Irma löste ihr Kopftuch, klemmte es zwischen die Knie. Sie lockerte ihr krauses Haar, faltete das burgunderrote Tuch mit weissen Punkten, legte es sich über die Stirn und verknotete es im Nacken. Sie löste die Lederriemen am Rucksack und verkürzte sie um ein Loch. Sie ging weiter. Der ausgetretene Weg wurde zum ausgewaschenen Pfad, bildete eine enge hohle Gasse, die sie zu kleineren Schritten zwang.

Schon bald war sie mitten im Hang und brachte die Steigung hinter sich, erreichte das Hochtal. Unter dem Hemd hob und senkte sich ihre Brust. Ihr war angenehm warm. Die Luft kühlte ihre Hände. Gegen Norden weitete sich das Tal mit seinem Gletscher. Irma stand über dem Gletschervorfeld, es hatte die Grösse eines Tennisplatzes, bis dahin reichte das Eis.

Eis ist hier Raum, dachte sie. Eis ist hier Zeit. Ich stelle mir vor, Eis atmete. Ein Jahrhundert ein Atemzug, ein Jahrtausend ein stetes Ein- und wieder Ausatmen, die Berge ringsum weichen, damit sich das Eis ausdehnen und ausharren und ruhen kann bis zur Schmelze, zur Transformation, wenn es zu Wasser wird und das Hochtal verlässt. Es atmet immer weiter, müsste atmen können, denn Wasser wird wieder gefrieren, zu Eis werden und Eis dehnt sich aus. Füllt dieses Tal.

Links von Irma, parallel zum Weg und nur getrennt durch eine untiefe Senke, verlief der Grat der Seitenmoräne.

Herbi hatte Karl nie Märchen erzählt. Folianten hatte er heimgebracht. Mit Luftaufnahmen von Savannen und Fotos von Klammeräffchen mit traurigem Blick, Weltallnebeln, Wüsten und auch von Gletschern im Himalaya, den Alpen und er hat seinem Sohn erklärt, Seitenmoränen sind wie Innenmoränen, Obermoränen, abgelagerte und wandernde, junge und alte Moränen Bestandteil vom glazialen Inventar, von allem, dem ganzen Zubehör, das es braucht, damit ein Gletscher zu einem Gletscher wird und Menschen über ihn reden können, weil sie alle dasselbe meinen.

Irma wechselte auf die Moräne, die nicht mehr als zwei Schuh breit war. Ihre Schritte waren zögerlich, sie konzentrierte sich auf den schmalen Grat. Neben



ihr der steile Abhang, loser Schotter, wie angedrückt, bis zum Gletschervorfeld hinab waren es zwanzig Meter.

Sie versuchte sich vorzustellen, wie viele Jahre der Schutt, auf dem sie, Jahrgang 1910, Mutter und Witwe, nun stand, zugedeckt gewesen sein muss, bevor der Gletscher den Schutt an die Talseite drückte, ihn auftürmte. Irmas Zeitvorstellung versagte kläglich.

Vielleicht ist es einfacher, dachte sie, wenn ich in anderen Dimensionen denke, in der Lebensspanne eines Gebirges etwa, dem Entstehen und Verschwinden von Urmeeren. Über diesen Schutt schob sich der weisse Koloss mit seinem elefantösen Gewicht und füllte den ganzen Talkessel, er rieb sich an dieser Flanke, grobes Gestein schob er weg, zermalmte, was nicht nachgab. (...)

Annina

Was tut sie hier, fragt sich Annina und fühlt Hitze aufwallen beim Gedanken daran, dass Meli im Backpackers krank im Bett liegt. Meli hatte sich durchgesetzt mit Gletscherwanderung ganz ohne Bikes. Nach ihr wären sie nicht hier, Annina hatte keinen passablen Vorschlag zur Hand, das war es, und Meli überzeugte mit ihrem bedeutungsschwangeren Tonfall, wie sehr sie sich freuen würde, mit ihr doch endlich mal zu einem Gletscher wandern zu können. Hiken, Biken, alles einerlei und Meli hat gelacht. Der Tag wäre nicht nur mässig träge geworden, wenn sie mit Meli unten geblieben wäre, heisse Schokolade schlürfen, plaudern mit ihr, der Lady Zerbrechlichkeit im braunen Wollschallwickel und glänzenden Äuglein, der Tag hätte ein weiteres unnötiges Nachgeben mit sich gebracht. Darum. Annina macht die Tour alleine.

Annina blickt auf die Uhr auf ihrem Smartphone, Zeit hat sie. Der Himmel überzeugt mit seinem Blau. Links neben ihr, parallel zum Weg und nur getrennt durch eine Vertiefung, verläuft der schmale Grat der Seitenmoräne. Sie wechselt auf die Moräne, die den Gletscher irgendwann mal flankiert haben muss und verlassen ins Leere ragt. Der Grat ist nicht mehr als zwei



Schuh breit. Sie lässt sich auf den Hintern nieder und rutscht im Schutt, der in feuchter Blösse an der Sonne liegt, in dem sie schlecht Halt finden würde. Sie schlittert, bis auf festen Grund, hinab zum Fuss der Moräne, auf das Gletschervorfeld. Einzelne Gräser, Steine. Die paar Sträucher. Überall Nass.

Annina zieht die Jacke aus. Versteckt sie im Rucksack. Ihr nächstes Ziel ist der Gletscher, denkt sie, aber wie dahin kommen, ohne zermalmen entscheiden zu müssen, wo entlang gehen, welcher Pfütze ausweichen, welche Sandbänke anpeilen zwischen den Steinen zum Auftreten, diesen praktischen Antirutschzonen. Auf runden Steinen verknackst man sich den Knöchel. Es fehlt ein sichtbarer Trail. Ein Trail würde weggespült, geht es ihr durch den Kopf, der würde zum Pingpong der Launen des Wassers, und: wer verlässt schon den Wanderweg, um sich das alles aus der Nähe anzuschauen. Zum Gletscher ran sind es ein paar hundert Meter.

Sie geht über das topfebene Kies, die Fläche dehnt sich mit jedem platschenden Schritt, der Gletscher flieht, will kaum näher rücken. Kein Lüftchen. Die Abwesenheit des Windes weitet den Raum. Nur Wärme. Es ist wie Gehen am Sandstrand im Wattenmeer. Man kommt nicht vom Fleck.

Am Gletscherbach, wo das Wasser knietief ist, macht Annina einen ausladenden Schritt. Ihre Hartgummisohlen werden umspült. Erdklumpen lösen sich als blassbraune Spuren, die sich im Gurgeln verlieren.

Annina geht nach links, dort ist der Gletscher am höchsten, gewölbt beim Gletschertor, da will sie hin, dann zur anderen Talseite für eine kleine, wohlverdiente Rast.

Nach zehn Minuten ist sie am Gletscher, denkt, das ist er nun. Das Eis überragt sie um einen halben Meter. Die Milchfarbe erinnert an Eiswürfel.

Wie viele Gäbe der ganze Gletscher her? Annina stellt sich ihn vor, zerstückelt in Milliarden Würfelchen, zwei auf zwei Zentimeter, auf sämtliche Champagnergläser der Welt verteilt, die eingeschlossene Gletscherluft perlende Proseccoblasen. Champagner, Prosecco, ein Glas in der Hand macht mutig und viel mehr wird möglich. Sie denkt an die Arbeit, sieht sich am Laptop im



Newsroom, die anderen bereits beim Apéro zur Pensionierung des Chefs. Sie sieht sich, wie sie Wörter in die Tastatur hackt und die Überflüssigen raus, wie sie um Sätze ringt, die zu schnell entstehen, zu viele Zeilen besetzen, nur um von ihr gleich wieder amputiert, zusammengestaucht, gekürzt zu werden. Der Artikel über die Jahresbilanz des neuen Onlinehändlers wird in einer halben Stunde am Grossbildschirm gelistet sein, zwischen vielen Artikeln zu Vielem, was läuft und gelesen werden soll. Von ganz unten wird er um Ränge nach oben schnellen. Die Anzeige ihres Like-Status eine Eins, dann eine Drei, Acht, 23 und bevor sie mit dem Chef anstossen wird, vielleicht bereits eine 66. Gerade jetzt noch der Artikel der Neuen mit 65 ganz oben. Jetzt 71. Ihr Mund wird trocken. Der klar strukturierte Satz entwischt zusammen mit dem roten Faden in einer Gehirnwinding, sie hört das Gläserklirren und Schuffeln der Schlange vor dem Buffet. Anstatt sich über die fünfprozentige Zunahme des Reingewinns im Sommerquartal eine Erklärung zurechtzulegen, was so ziemlich das Einzige ist, was die Leserschaft interessieren dürfte, anstatt sich in Alarmzustand zu versetzen, dass sie den Text nicht rechtzeitig abschliessen könnte, wandern ihre Gedanken zum Buffet: langsames Vorwärtskommen als Besonderheit des Anstehens. Passende Häppchen auswählen kann überfordern, sich entscheiden zu müssen zwischen Altbekanntem, heissen Frühlingsrollen etwa, Trockenfleisch, fettigen Salznüsschen und Exquisiterem wie Kräuterweggen oder hübsch hergerichteten Dips mit rohem Gemüse. Schlangen stocken, wenn Menschen beim Anstehen Sprüche zu klopfen beginnen, wenn sie diesem geheimen, allgemein verinnerlichten Code folgen, mit Sprüchen wie mit einem Rettungsanker zu hantieren, um die Momente zu überbrücken, in denen das Terrain angenehm fliessender Konversation noch nicht in Sicht ist. In Schlangen erkundigt man sich höflich, eigentlich aber desinteressiert nach Sachverhalten. Teilt Inhalte soeben verschickter e-mails Empfängern persönlich mit. Horcht Schilderungen der Konkurrenz zu Projektzwischenständen. Annina hört das raumfüllende Schweigen des Buchhalters, dem nie etwas einfällt nach einem langen Tag, das meckernde Lachen des First Level Supporters und die entzückten Laute zum Buffet vor-



gedrungener Bäuche. Wenige machen Mittagspause, wie es das Reglement vorsieht. (...)

Irma

(...) Immer wieder blickte Irma auf den Gletscher.

Das rundliche Riesentier, dachte sie. Es liegt mir zu Füßen. Fast wie zuhause der Kanal. Zum Gletscher hinab sind es wenige Meter, an den Kanal wären es drei oder vier.

Irma mochte dessen stetes Fließen. Die ruhige Strömung. Und trotzdem trog der Schein. Der Kanal trug vieles mit sich. Nie hätte Irma darin schwimmen wollen, im Herbst etwa im alten Laub, bis zum Rechen beim Werk und dort hängenbleiben, in all den Geschichten treiben müssen, die das Wasser mit sich trug. Es gab nur ein Wasser auf der Welt. Wasser von heute war das Wasser von gestern und morgen, es flutete die Erde als Regentropf, Fluss und als Kanal daheim. Wasser vergass nicht. Und beim Schwimmen nahm man sie auf, die Geschichten, und dann trockneten sie ein auf der Haut. Etwa die Geschichte von den Kindern kurz vor Kriegsende. Der Kanal die letzte Etappe vor der rettenden Grenze, sie mussten ihn durchschwimmen, die Brücken waren weg, die hatte man vorsorglich abmontiert. Es war die Geschichte vom Weiss ihrer Augen in der mondlosen Nacht, die Geschichte ihrer Angst.

Wasser war verschwiegen. Es floss träge dahin und nur wenn Irma im Kanal schwämme, wüsste sie, was aus den Kindern geworden war. Andere Geschichten waren greifbarer. Der Regenschirm neulich, kopfüber mit abgespreizten Stangen, wer hatte ihn wann verloren und weshalb? Wurde er in den Kanal geworfen trotz neuer Deponie im Wald? Der Schirm war an ihr vorbei geglitten und verschwand hinter der Biegung aus ihrem Blickfeld. Oder die Geschichte mit Karl, er musste damals fünf gewesen sein: nach starkem Regen trieb ein Wäschekorb im Kanal. Eingepägt hatten sich in Irmas Erinnerung vor allem Karls zitternde Lippen, der Rotz auf seinem Sonntagshemd. Sie hatte ihn mitgenommen, sie musste raus, Herbis Eltern



hatten abgesagt. Sie mit Karl am Kanal, seine kleine Hand in ihrer. Karl hatte den Wäschekorb zuerst gesehen, wie ein sinkendes Schiff halb unter mit abgerissenem Tragegriff, im spröden Geflecht hatten sich Äste verfangen und eine Seifenblase, die sich zum Werk tragen liess, wo sich heute Seifenblasen millionenfach türmten, luftig in buntem Farbenreigen vereint. Zuerst hatte sich Karl gefreut, als er den Wäschekorb entdeckt hatte, dann kam er ins Zaudern, es musste ihr Wäschekorb sein, es war dieselbe Machart, er begann zu weinen. Sie fragte, warum er traurig sei. Sie musste ihm als Verräterin erschienen sein, denn sein Weinen wurde schrill und verzweifelt. Bis sie verstand. Er stotterte, sprach von den Kätzchen zuhause im Wäschekorb, die nun nass geworden sein mussten, weil der Korb, der schwamm nun hier im Wasser und nirgends sah er sie, die Kätzchen waren nicht mehr im Korb. Nicht Irmas Beteuerung, dass der Korb nicht ihrer sei, weil jede Hausfrau einen gleichen besässe, brachte ihn von seinen schrecklichen Gedanken ab, nicht ihre Wärme beruhigte ihn, als sie ihn an sich drückte, nicht ihre Hand, die über seinen adrett gekämmten Scheitel strich. Erst der Anblick der schlummernden Kätzchen zuhause hatte Karl überzeugt, dass nichts passiert gewesen war. (...)

Annina

(...) Weit vorne, am Horizont ganz eigentlich, dürftige Sträucher, dann den Abgrund, den sie beim Hinweg von oben gesehen hat, eine senkrecht abfallende Felswand, wo sich Wasser ins Leere stürzt. Annina will dahin. Hinunterschauen. Ein Foto vom Gletscherbach im Fall. Eins vom Gletscher, der hinter ihr plattgedrückt im Flachen liegt.

Es geht sich wie am Sandstrand. Man denkt, man komme vorwärts, eine Fläche queren sei ein Spaziergang. Und trotzdem sinkt man kaum merklich ein und schon wiegt jeder Schritt wie zehn und die Hitze wie Blei im Rucksack. Annina geht und stellt sich vor, man geht am Strand, man geht durch eine Wüste auf einer Trekkingtour, man geht über Flächen wie dieser

Marianne Künzle, Ausschnitt aus Da hinauf, Mentor/Mentorin: Kathy Zarnegin



hier, sie mag das nicht so recht. Der Weg als Ziel. Um etwas getan zu haben bis es Abend wird.

Wieder weicht sie Wasserläufen aus, den Rinnsalen. Tritt auf einen harten Büschel Gras, knickt ein und flucht, ein Stich im Fussgelenk.

Annina gelangt ans Ende des Gletschervorfelds. War sie eine Viertelstunde gelaufen, eine halbe oder nur Minuten? Sie hat verpasst, auf die Uhr zu schauen. Die Distanz ist beachtlich. Gletscher auf dem Rückzug hinterlassen Ödnis.

Der Bach zu ihrer Linken fließt hektisch, das Terrain fällt ab. Sie blickt über den Abgrund. Der Bach fällt, stürzt sich über Steinplatten. Im Sonnenlicht glitzern Tröpfchen. Auf einem Felsvorsprung wachsen Blumen. Die Tiefe. Luft. Das Nichts.

Ein frischer Wind schlägt Annina ins Gesicht. Ihr schaudert.

Sie denkt ans Fliegen. Wenn sie im Flugzeug sitzt und der Wind an den Flügeln rüttelt. Sie durch den Himmel schwebt, die Luft sie trägt. Hier trüge sie nichts. Die Blumen blühen gelassen am Abgrund. Das will sie festhalten. Sie nimmt das Smartphone und fotografiert. Wirft einen Blick in die Weite, den Talgrund. Sie kehrt um. Zurück zum Gletscher.

Das Gletschertor sieht sie in weiter Entfernung. Ein Schlund inmitten der Fläche. Es wirkt wie eine Fata Morgana. Mit dem einzigen Unterschied, dass es bleibt, wo es ist und sich nicht in Luft auflöst, wenn sie sich ihm nähert. Sieht auf sicher gut aus, denkt sie, sich am Gletschertor fotografieren von unten rauf in der Froschperspektive. Ihr Kinn, die spitze Nase, Augen, die hohe Stirn und über ihr der Torbogen mit Himmel.

Annina marschiert über das Gletschervorfeld und ihre Gedanken wandern weg, zurück zum Fliegen, sie wäre jetzt lieber in einem Flugzeug. Der Montag, morgen, der käme auch, aber er lief anders ab. Annina verweist gerne, weil es nicht auf der Redaktion weitergeht, zuhause vor dem Spiegel im Bad, oder im Toni's, auf Locker am Ecktischchen, wenn sie auf eine neue Bekanntschaft



wartet, woraus dann doch nichts wird. Anderswo sein ist gut. Besser ist der Akt des Verreisens. Das Fliegen. Am allerbesten der Start. Take-off. Abheben. Sich rausnehmen aus allem. Der Erdanziehung ein Schnippchen schlagen und sich lösen vom Boden, dem Rollen und Gehen auf Strassen und Trottoirs, dem Hasten durch Korridore, vom Rumrutschen auf ergonomisch optimierten Stühlen, dem Starren auf den Bildschirm. Ganz eigentlich, wirklich imposant findet Annina, wenn das Flugzeug zur Startbahn rollt, über kleinste Unebenheiten holpert und die schmalen Enden der Flügel wackeln. Wenn das Flugzeug am Kopf der Piste in Position steht und nichts passiert, bis der Pilot die Meldung vom Tower kriegt, dann die Triebwerke aufheulen, dies sie richtig aufwühlt, wissend, sich freiwillig eingesperrt und angeschnallt zu haben, um mitsamt weichem Kunststoffsitz und fremden Menschen und der ganzen Kabine in die Luft gehoben zu werden. Der Augenblick, wenn sie den Kontakt zum Boden verliert.

Irma

Irma legte den Stoffsack ab. Sie schnitt eine Scheibe Brot und belegte sie mit Wurst. Roch daran. Würzig, rauchig. Sie ass. Sie trank aus der Wasserflasche.

Schwierig seit Herbis Tod waren nicht die einsamen Momente, sondern die der Fülle, wie jetzt, wo sie sich an einem Ort befand, der auf sie wirkte, wo sie sich selber abhandenkam, an dem sie selbst den Zwist mit Karl vergessen konnte. Wenn sie einsam war, vermisste sie Herbi nicht. Einsamkeit war nie geteilt gewesen. Sie vermisste Herbi, wenn sie glücklich war.

Leise sumgte Irma vor sich hin. Eine Melodie war in ihrem Kopf. Sie bestand aus steinernen Tönen, die wummernd und tief klangen, und eisigen Tönen, die glasklar sirrten, und es gab die satten in edlem Blau, wie die Blumen oben auf dem Felsblock im Wind und neben ihr im Gras. Sie streckte die Hand nach einer aus und streifte über die kleine Blüte.

Es ist das Lied des Alpen-Ehrenpreis, dachte sie. Herbi hätte mich gefragt, was ich singe. Ich singe nicht, ich summe, hätte ich geantwortet. Und wo liegt der Unterschied, hätte er wissen wollen. Es ist wie beim Kennenlernen, hätte



ich erklärt. Einzelne Töne nisten sich ein, manchmal auf Anhieb eine kleine Melodie. Wenn ich sie summe, lote ich aus, ob daraus ein Lied werden kann oder rein gar nichts und bleiben die Töne bei mir, nehmen sie Gestalt an, werden zu einem Körper oder sie entwischen auf nimmer Wiedersehen. Und nun, hätte er wissen wollen, wird daraus ein Lied? Es wird ein Lied, hätte ich gesagt.

Irma pflückte ein Alpen-Ehrenpreis. Am Rand der kräftig blauen Blütenblätter fahles Weiss.

Die Blume trägt den Schnee in sich, dachte Irma. Sie sinnierte weiter: Ich hätte zu singen begonnen. Ich hätte Herbi singend angekündigt, Ehrenwertester, hören Sie hin, lauschen Sie dem Lied vom Alpen-Ehrenpreis. Herbi hätte sich zurückgelehnt, die Augen halb geschlossen und mir zugehört. Ich hätte die Blume besungen, deren zierliche Gestalt, wo sie wächst, und welche Saiten sie in mir zum Klingen bringen, die rührige, die staunende. Ungelenk wären die Gedanken gewesen, nicht ausformuliert oder in eine lyrische Form gebracht, schon gar nicht immer passend zur Melodie, die wäre manchmal zu langatmig und die Wörter zu kurz gewesen und es hätte unpassende Leerstellen gegeben. Und irgendwann, ich weiss das genau, hätte Herbi mit brüchigem Tenor zu antworten begonnen, eines unserer Duette hätte zu fliegen begonnen. Er hätte von anderem gesungen, so wäre vielleicht ich zur Blume geworden, zur Eisprinzessin, zur Gletscherfee und in Lachen auszubrechen, das hätten wir strikt unterlassen, wir wären opernhaft ernst geblieben und Herbi wäre aufgestanden, hätte mich an den Händen gefasst und vor diesem Felsblock wären wir hingestanden wie auf einer grossen Bühne, hätten die Arme ausgestreckt, Vibrato in den Fingerspitzen, unseren Stimmen, in unseren Blicken, eine wunderbare Geste der Inbrunst, und der Gletscher wäre zum Publikum geworden, mucksmäuschenstill hätte der Gletscher unserer Arie von der ehrwürdigen Alpenblume gelauscht, die denjenigen mit dem Preis belohnt, einen Blick ins Paradies werfen zu dürfen, der sie nicht pflückt und Herbi hätte sich für die Galanterie und gegen das Paradies entschieden, er hätte mir selbstverständlich ein Sträusschen überreicht und das Drama hätte seinen Lauf genommen, bis Ideen für



weitere Strophen irgendwann ausgeblieben und wir einvernehmlich verstummt wären. Dann hätten wir uns angeschaut. Uns schüchtern zugelächelt. So sind wir gewesen.

Irma betrachtete die Blume in ihrer Hand. Sie steckte sie in die Aussentasche des Rucksacks. Sie schaute auf den Gletscher. (...)



Alle Rechte vorbehalten.

Dieser Text entstand im Rahmen der Literaturplattform *double* des Migros-Kulturprozent.

www.double-literaturplattform.ch